

Der Landbote.

Vollständliche Freibeilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 5.

— Erscheint allmonatlich. —

1919.



Mai.

Ei Herzche, mei Herzche, wot zoppelst de ju,
Wot nicht dich off einol su frei un su früh? —
Gud, freindlich die Sunn von dem Himmel her lacht,
Got endlich dem Wender de Gorous gemacht;
Em Dhol off de Wisse schun speyt sich dat Gros,
De Høse de hepple dorch't fresch-greine Noos.

Ei Herzche, mei Herzche — dat hämmert un pocht —
Wer hot mer mei Blout su en Walling gebrocht? —
Horch, haamlich em Schuß ous de Ar steht de Saft,
Fellt Blänzcher un Bliemcher met schwellender Kraft,
Droff senkt sich un schimmert ous stimmtriger Lust
Ganz sachte wie 'n Schleier en blehliche Dost.

Ei Herzche, mei Herzche, sei stell doch, sei stell,
Dau hämmerst su rasch mer, dau klepperst su well! —
Voll Lichter un Lust sticht die Modder Radur,
Voll Juwel un Druwel de Wald un die Flur;
Drem frischlich, mei Herz, wie die Behlcher em Feld:
O Herrgott, o Herrgott, wie schien es die Welt!

W. Reuter.

Ein Frühlingsmorgen.

Die Bienen singen in Blüten ein Morgenlied.
Untern Blauhimmel: Summende Töne in Duft . . .

Mai und Sonntagmorgen! Und blühendes Land! Weit-
hin blühendes Land! Und unterm Blauhimmel im glanzgoldenen
Morgenlicht eines Lindenhofs weich-lispelndes Rauschen über
schwarzglänzendem Dach — hüpfender Tanz der Sonnenfleden
auf grauem Kies, und in leuchtende Fenster hinein: O, es ist
ein freundliches Haus, das da liegt auf dem Berge mitten im
reichen Land zwischen Wiesen und Feldern, das da liegt wie
eine stille Freude der Landschaft.

Mai-Sonntagmorgen: Glimmernder Tau im jungen Gras des
Baumhofs nebenan, wie Freudentränen des Frühlings — Duft
der tausend Morgensterne an den Gartenwegen, einer Drossel
quellenber Sang von des nahen Waldes höchster Spitze her —
der Grasmäde sing-seliges Lied wie Silbertropfen rieselnd —
und Glodenklänge: Glanz und Duft auf ihren dunklen
Schwingen . . . So liegt es da, das stille Haus, mitten im
Glück des Mai-Sonntags — mitten im Duftgewoge der blühen-
den Bäume. Es sind nur einige Schritte bis zur kleinen Terrasse
vor dem duftenden Blumengärtchen: da liegt denn alle junge
Pracht gebreitet, da liegt der Frühling wie ein Traum, da steht der
Baumhof wie ein fröhliches Gedicht aus Gottes großer Seele. O, das
ist Frühling, Glück und Freude: das ist des Lebens tiefes, tiefes Glück!

Ja, tiefes, tiefes Glück, Pfingstmorgen so ganz im engen
Bereich des Vaterhauses zu sehen: Nach langer Zeit noch ein-
mal, heimgelehrt aus fremdaltalem Gerassel der Großstadt — in
die Stille geflüchtet aus dem geistigen Kampf der modernen
Zeit. Still erwartendes Glück in der Seele auf dem letzten
Stück Weg den Berg hinan — durch die Schwüle, die zitterige
Luft des Frühgewitters: Und schließlich oben: Da hat der
Donner die Wolken zer schlagen: Hoch über der Landschaft glänzt
ein Regenbogen. Den Hut in der Hand, war das letzte Stück
Weges eiliger zurückgelegt — und nun stand er da, vor dem
blühenden Baumhof: Selig im Gefühl der heimatischen Stille.

Er war nicht ins Haus gegangen: Den er suchte — er
wußte, der war in diesem Frühlingslicht nicht in der Stube . .
wo konnte er anders sein als da, wo seine Freude und sein
Stolz blühte und duftete. Nicht, als ob der alte Schulmeister
nur Landwirt gewesen wäre: Nein, er hatte einen feinen Sinn
und hatte seine geistigen Interessen: Er wußte aber, was ihm
sein Garten und Hof oft gewesen waren in schweren Tagen der
Krankheit und des Todes . . . Er hatte oft die frische Seelen-

lust geatmet hier draußen in seinem Bereich, und schön war
doch immer sein Wort, daß er seinen Landleuten oft sagte, daß
doch die Bäume schon dankenswert seien durch ihre Pracht als
Zierbäume während der Blütezeit. — Man pflanze Zier-
sträucher aller Art und pflege sie — aber die allerherrlichsten —
ach, die meisten sehen sie nicht. Sie sehen die Schönheit aller
tausend Dinge nicht. —

Ja, er wußte, wo er den Alten fand, wo er ihn über-
raschen konnte: Mitten zwischen Grün und Blüten stand das
kleine Häuschen, gleich unter dem Blumengärtchen — da
war der stille Sesselfitz seiner Mußestunden, seiner Sommer-
Sonntagmorgen: da vor seinem kleinen Bienenhaus.

Ja, auf sein Bienenhaus war er wohl stolz. Das wußte
er, daß sie oft stehen blieben oben auf dem Berg an der
Schmiede, die Städter, und hinunter sahen auf sein Bienenhaus,
das so freundlich über dem Baumhof stand — hinter der biden
buschigen, frischgrünen Schneebereenede. Zu beiden Seiten
zurück etwas die Kirschbäume, die sich über dem schwarzen Dach
die Blütenhände reckten.

Er war stolz auf sein Bienenhaus: Er hatte es selbst ge-
zimmert und gemauert. Und er hatte es lieb: Nicht mit der
großen Liebe, mit der man einen Menschen liebt, — er hatte
es lieb wie etwas, das einem je und dann eine Freude macht,
wie ein Kind sein Spielzeug liebt, das man missen kann, dessen
Verlust aber doch eine Träne preßt.

Und so sah er denn nun da am Pfingstmorgen wie so oft:
Mit seinem Buch und seiner Pfeife. Und wie so oft: das Buch
lag (vielleicht schon lange) neben dem Stuhl — und, den Kopf
gestützt, sah er dem fröhlichen Treiben der kleinen Tiere zu, die mit
grünen und gelben Pollen beladen — und einige gelb vom Löwen-
zahn — alle nektarbeschwert auf die bunten Flugorettier niederfielen . .

Ja, so wars lange nicht gewesen. Nun der Himmel nach
dem kurzen Regen weithin blau war: Nun der Duft aus allen
Blüten strömte: Es war ein seltenes Bienenwetter.

Der Sohn stand noch immer oben: Ach, das war ja das
Heimatbild, so wie er's liebte. Der Vater vor dem Bienen-
haus: das war seine Jugend. Wie Träume wehte sie im
Rauschen der Lindenzweige . . . Seine Jugend: Im Duft des
Gartens, im Lied der Drossel . . .

Das Bienenhaus war ein Stück seiner Jugend. Er hatte
geholfen, als der erste Krainer-Kasten in die mit einem Dach
gekrönte Kiste gestellt wurde. Er hatte in diesem Kasten wie
Wunder des kindlichen Erlebens all die kleinen Vorgänge be-
obachtet: Tüten, Quaken der Königinnen, Schwärmen . . . Er
hatte ja selbst seine Haube, seine Handschuhe gehabt — ja, und
sein Volk. Er hatte Schwärme gefangen und war so stolz ge-
wesen auf die 10 Stiche an einem Morgen — und — daß die
ihm „nichts mehr taten“ . . . Und vor dem Bienenhause hatte
er gelegen und Geschichte, Algebra usw. getrieben und Bienen-
bücher gelesen! . . . Und auch seine Arbeit stand mit im neuen
Bienenhaus . . .

Und nun war er wieder einmal daheim — und unten steht
der Vater —, wie das Kind fühlte er sich, er, der doch längst
erwachsen war. Es war eine Freude . . . Und nicht lange, da
sahen sie zusammen und plauderten von vergangener Zeit . . .
Sie redeten von der Arbeit langer Tage, vom Kampf des
Lebens — vom Frieden der Natur — vom Glück stiller, hin-
gebender Tätigkeit auch für die andern: Sie redeten auch von
Tod und schwerem Leid — und wie es doch so gut ist, wenn
sich die Seele einmal zerstreuen kann an den kleinen Dingen. —
Und die Ruhe des Morgens um sie: das Gsumme der Bienen
mitten in Glanz und Duft: Heimatland: Jugend: Wie wenn die
Kindheit neu entstanden wäre.

Und nebeneinander gingen sie ins Haus — mit einem
Strauß duftigen Fiebers. Und der Alte erzählte von der
freudigen Überraschung am Bienenhaus — — und war frohes
Pfingsten in allen Stuben und im ganzen Land. Erich Bodemühl.

Das goldene Tor.

Erzählung von Minna v. Konarski, Wiesbaden.

„Jesses“, ächzte die Anna Berger, „das Leid! Es reißt einen noch ganz zusammen! Wenn man doch schon zu End' wär!“

Das junge Weib hockte mit gekrümmtem Rücken und herausgezogenen Beinen — ein Häuflein Elend — im Bett. Nun flog der fieberglänzende Blick durchs Fenster am nahen Kirchturm des Städtchens vorbei nach den fernen Höhenzügen. Ein Weilschen blieb er sehnüchlich an ihnen hängen. Als junge Eheleute waren sie und der Joseph manches Mal hinaus gewandert. Singend waren sie dort in den goldglänzenden Sonntagsmorgen hineingestiegen, und Hand in Hand lehrten sie in blauer Sternennacht von dort wieder heim. Bis dann das Kind kam, ihr einziges, dessen Kränklichkeit von Anfang an die Eltern Tag und Nacht im Atem hielt. Nachdem es die müden Augen geschlossen hatte, war für die Mutter aller Schimmer, der über der Welt lag, ausgewischt, und sie fing selbst zu kränkeln an.

Ach, all das Leid! Aber das Schwerste blieb ihr noch vorbehalten. Nicht jäh trat es in ihr Leben hinein — es kam langsam geschlichen, zuerst nur gefühlt, geahnt, bis es in bohrender Gewissheit Tag und Nacht vor ihr stand.

Wie hatte sie dem Joseph verraten, daß sie den Abweg kannte, auf den er sich verirrt. Hatte sie mit ihrem siechen Körper ein Recht, ihres Mannes drängende Lebenskraft zu verurteilen?

Und dann — er ließ es an Fürsorge nicht fehlen. Die teuersten Medizinern mußten herbei, er selbst brachte stärkenden Wein, kein Geld und Gang für Ärzte wurde gespart. Vielleicht war es zum Teil das nagende Gewissen, das den Mann zur Aufmerksamkeit anspornte — aber sie rührte die Frau doch auch immer wieder.

Der Blick der Kranken lehrte von den Bergen zurück, irrte lieblos über den Kirchturm und hing sich an ihn fest. Der war ihr Freund — ein ernster, mahnender, aber gerade darum ihr bester. Das Geläute seiner Glocken brachte Abwechslung in den eintönigen Tag, gab ihrem blaß verdämmenden Dasein ein wenig Farbe und Glanz. So tief wie diese Glocken tönte keine sonst am ganzen Rhein. Alle, die sie früher gehört, hatten einen hellen, bimmelnnden Klang — aber diese Glocken tönten tief und voll wie die tröstende Stimme eines gütigen, mitfühlenden Menschen. Bald — bald würden sie ihr zum letzten Gang geläutet werden — ach wenn's doch schon so weit wäre — wenn sie schon zu End' wäre — zu End' mit allem.

Sie atmet langsam, schwer auf, dann strich sie vorsichtig mit den Händen über die Kniegelenke, immer auf und ab, als könne sie dadurch die Schmerzen wegwischen. Die mechanische Bewegung hatte auch etwas Beruhigendes, nach einigen Minuten fielen der Frau die Augen zu, und sie duselte vor sich hin.

Jemand klinkte leise die Tür auf, zog sie geräuschlos hinter sich zu und ließ sich auf einen Stuhl gleiten. Es war eine vollwangige Frauensperson. Die Beine ausgestreckt, saß sie mit breitem Schoß da und betrachtete die Kranke.

Späthende Neugier lag in ihrem Blick, nun flog ein fast wohlwollendes Lächeln über die kernigen Züge. Die da würde es kaum mehr lang machen. Nicht, daß sie ihr im Weg gewesen wäre — sie störte schon lange nicht mehr. Der Joseph Berger und sie, die freistehende Witwe, die nach niemand zu fragen brauchte, hatten sich ein Teil vom Glück schon zu nehmen gewußt — so als Abschlagszahlung auf spätere sichere Zeiten. Die mußten nun ja bald kommen. Es war auch gut, daß sie, die tatkräftige, gesunde Frau, hier die Zügel ergriff. Eine rechte Lotterwirtschaft war eingerissen, im Haus sowohl als im Geschäft. Man munkelte in letzter Zeit von Schwierigkeiten — na, da würde ja sie nun bald einen Miegel vorschreiben. Im Verlauf von zwei Jahren sollte das ganze Anwesen — Haus mit Garten sowie das einst „propre“ Geschäft blühender dastehn denn je.

Gott, man schaffte ja gern! Man mußte nur wissen, wofür. In eine Lumpenwirtschaft, wie sie — Frau Breit, durch die Ehe mit ihrem ersten Mann, dem armen, kranken Schluder, geraten war, würde sie nicht wieder einheiraten. Schade, daß hier schon alles so zurückgegangen war — wenn sie bedachte, für welch wohlhabenden Mann der Berger damals galt, als sie ihn kennen lernte! — nun, nun — langsam würde es sich wohl wieder ausgleichen lassen!

Frau Breit hatte, in Sinnen verloren, dageessen, ein Geräusch schreckte sie auf. Sie wandte den Kopf und blickte nach dem Bett. Dort hatte sich die Kranke mühsam emporgezogen, wie eine zusammengekauerte Katze saß sie da — das spitze, blasse Gesicht war ganz klein geworden, es verlor sich fast unter der Haube.

„Arm Dier!“ In der Besucherin regte sich etwas wie Mitleid. Es war doch hart, in jungen Jahren langsam dahin zu schwinden. Nun — niemand vermochte etwas gegen das Schicksal — und

die Lüge, die diese Kranke etwa noch hinterließ, würde sie, Babette Breit, getreulich ausfüllen.

Ihre weichere Regung schwand, als sie den Blick wahrte, den die Kranke auf sie richtete. In den fieberigen Augen lag ein solcher Ausdruck von Haß und Abscheu, daß es der Witwe ungemütlich wurde. Sie stand entschlossen auf, trat auf das Schmerzenslager zu, und indem sie ihre Verlegenheit zu verstreuen suchte, fragte sie mit teilnehmender Miene: „Na, Bergern, wo sitzt's dann? Soll ich mal die Kissen aufklopfen?“

Die Angeredete schüttelte mit heftiger Abwehr den Kopf, so daß die Besucherin sich zu weiteren Gefälligkeiten nicht veranlaßt fühlte. Sie zog einen abseits stehenden Stuhl in die Nähe des Betts und ließ sich schwer und umständlich darauf nieder. Dann schlug sie die beiden Hände ineinander, faltete sie über dem Leib und nickte der Kranken wohlwollend zu, so wie wenn man ein ungeberdiges, eigenwilliges Kind mit freundlicher Überlegenheit zu beschwichtigen sucht.

Die Blicke der beiden Frauen tauchten ineinander, blieben eine Zeitlang verflammt. Gern hätte die Besucherin den ihren losgerissen, aber die andere hielt ihn mit plötzlich erwachter Willenskraft fest. Da las Frau Breit, daß der „Bergern“ nichts verborgen war.

Trotz regte sich in der wohlgenährten, gesunden Frau. Was — dies Häuflein Elend — brauchte man mit dem lange Federlebens zu machen? Streift nicht das blühende, vollsaftige Leben allenthalben Wellendes, Kränkliches von sich ab, lehrt sich verächtlich von ihm? Die Anna Berger war am Eingehn — also hatte sie keine Rechte mehr an Leben und Liebe!

Frau Babette Breit stemmte den linken Arm herausfordernd in die Hüfte, kniff den Mund ein und nickte der Kranken wieder zu. Diesmal war es nicht wohlmeinende Beschwichtigung, die ihre Züge ausdrückten. Gereiztheit glomm in ihrem Blick, und das Kopfnicken sagte: „Du bist fertig, meine Liebe!“

Anna Berger raffte sich auf, vor Erregung saß ihr Heiserkeit in der Kehle: „Weshalb — zu was sind Sie eigentlich hier?“

Frau Breit schlug wieder die Hände über dem Leib zusammen und machte einen frommen Blick, der ungeschärft sagte: „Na, es ist doch Christenpflicht, daß eins dem andern beisteht!“ Laut fügte sie hinzu: „Ich hab' gehört, es ging so gar schlecht mit Ihnen, da dacht' ich: So 'ner armen einsamen Seel' tat' mal ein Schwächchen gut!“

Die Kranke streckte den mageren Arm abwehrend vor: „Ein Schwächchen? Nie hab' ich zu den Klatsch- und Tratschbasen gehört!“

Die Breit lächelte nachsichtig: „Gott, Kranken durfte man Ungezogenheiten nicht anrechnen — die waren nicht mehr verantwortlich für Worte und Taten.“ Die Leidende hatte gehofft, auf ihre schroffen Worte hin würde die andere gehn. Wie die nun aber weiter so gelassen und breit dasaß, ergriff sie eine furchtbare Erregung. Die Flamme des Zorns schwelte schon die ganze Zeit, nun loderte sie hell auf. Es war der Kranken, als fochte ihr Inneres. Siedend rann es ihr über Brust und Rücken. In der Angst, sie müsse ersticken, riß sie die Nachtlade am Hals auf und die Haube ab — ein gurgelnder Laut kam aus ihrer Kehle, und bewußtlos sank sie in die Kissen.

Der Besucherin wurde es unheimlich. Was sollte sie tun? Sie konnte die Hilflöse doch nicht einfach so da liegen lassen und fortlaufen.

Suchend blickte sie im Zimmer herum — dort stand eine halb geleerte Weinsflasche. Hastig griff sie danach, schüttete Wein in die hohle Hand und begann, Schläfen und Handgelenke der Kranken einzureiben. Während ihres Hantierens stieg ihr der Gedanke auf: „Wie — wenn die Frau ihr nun unter den Händen starb?“

Schlimm wäre das. Frau Breit wußte, daß sie ihre Feinde hatte. Die waren immer schon geschäftig gewesen mit Hin- und Hertragen und Reden und „Mawatschen“. Was würden die erst aus solch einem fatalen Ereignis machen?

Unflug war es von ihr gewesen, hierher zu kommen. Sie wollte sich gerade aus der Türe stehlen, als die Kranke wieder die Augen aufschlug. Weit weg mußte sie gewesen sein, denn der Blick war noch leer und fremd. Dann aber schien ihr jäh das volle Bewußtsein zurückzukehren. Mit einem Ruck richtete sie sich auf und saß leizengerade im Bett.

Es klopfte an die Tür, und als Frau Breit beflissen öffnete, polterte, ohne Einladung, näher zu treten, ein Mann über die Schwelle. Er war in Dienstiniform, tat einige gespreizte Schritte ins Zimmer hinein und blieb plötzlich mit einem soldatischen Aufschneitens seines langen, hageren Oberkörpers stehen: „Ich habe an den Joseph Berger eine Zustellung vom Gericht!“ Die Kranke drückte die Hand aufs Herz und sagte mit halb verlöschender Stimme: „Mein Mann ist nicht da — ist über Land —“

„So, so“ — der Mann zog die Augenbrauen in die Höhe, als rüge er die Abwesenheit des Adressaten; dann strich er gewichtig über den Schnauzbart. „Na — angängigerweise darf ich das Schriftstück auch der Ehefrau überantworten.“

Frau Breit hatte es nicht übers Herz gebracht, jetzt zu gehn. Mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgte sie von der Tür aus, die sie behutsam wieder zugezogen hatte, alle Vorgänge. Der Mann schritt auf das Bett zu und legte vor der Kranken einen geschlossenen Brief hin. Dann drückte er ihr einen Tintenbleistift in die zitternde Hand und zeigte auf einem Zettel die Stelle, wo sie die Empfangsbescheinigung unterschreiben mußte.

Nachdem er fort war, lag es wie eine Wolke der Betäubung über den Frauen. Beide hatten das Gefühl, als sei eben das Schicksal in Person hier eingetreten. Die Breit, in ihrer resoluten Art, schüttelte zuerst die Beklemmung ab, schlappte mit ein paar großen Schritten auf die Kranke zu, drückte ihr den Brief in die Hand und sagte, wie um die beiderseitige Angst zu beschwichtigen: „Man weiß ja noch gar nicht, ob etwas Schlimmes drin steht!“

Die zitternden Finger der Kranken tasteten kraftlos an dem Brief herum — er entfiel ihnen. Da nahm ihn Frau Breit, zog eine Haarnadel aus ihrem aufgesteckten Zopf und schlugte ihn auf.

Wie Anna etwas Gelbliches hervorleuchten sah, lehrte ihre Willenskraft zurück. Sie riß das Papier heraus, las mit schlingenden Augen und stützte dann stöhnend die Stirn in die Hände.

Alles um sie her schien versunken und vergessen. Sie merkte nicht, wie Babette Breit das vors Bett flatternde Blatt gierig auftrafte, wie ihr Blick den Inhalt in sich hineinschluderte, und wie dann auch diese tatkräftige Frau eine Zeitlang regungslos auf dem Stuhl dasaß und vor sich hinstarrte.

Eine schöne Geschichte war das. Die Gläubiger des Joseph Berger hatten bei Gericht den Konkurs beantragt — und dieser Brief brachte die Vorladung.

Ja, eine schöne Geschichte! Da hatte sie sich ja — sie, die so klug und vorsichtig am Zukunftsgewebe ihres Schicksals gesponnen haben meinte, in ein hübsches Netz hineingewoben. Müd war's gewesen und fadenförmig von Anfang an. Nun plagten die Maschen an allen Ecken und Enden, und sie purzelte hindurch, kollerte auf den nackten, blanken Erdboden und saß ärmer da denn je.

Dieser Joseph, dieser heuchlerische Mensch, der immer so wohlhabend getan, und der — seinen freigebigen Geschenken nach — es so dick zu haben schien!

„Ein Lump ist er“, schrie sie plötzlich in ihrer zornigen Enttäuschung heraus und klopfte mit der Faust auf die Nachttischplatte, daß die Medizinschölen darauf klirrten, „ein elender Laugenichts, der alle miteinander betrügen und hintergehen tut!“

Die Kranke wandte ihr langsam den aufgestützten Kopf zu. Aus ihren großen, grauen Fiebereugen schaute ein Leid, für dessen Tiefe es keine Worte gab. Nun schien Verwunderung in ihrem Blick aufzudämmern, die stumme Frage: „Bist du denn noch immer da, und was willst du hier? Dann — langsam — kam ihr die Bedeutung der Anschuldigungen, die die andere herausgesprudelt hatte, und sie sagte laut und klar in die Stille hinein: „Mein Mann ist er — trotz allem und allem mein Mann — und wir tragen es zusammen!“

Die Breit lachte höhnisch auf: „Ein sauberer Ehemann, der seine Frau hintergeht!“

Anna Berger sah die Bornige fest an: „Der Mann, der seine Frau hintergeht, ist halb so schlimm wie das Weib, das sich dazu hergibt, ihm beim Betrug zu helfen!“

„Hä“ — die Breit wollte eben etwas recht Giftiges heraussprudeln, da neigte sie den Kopf auf die Schulter und lautete. Im Nebenimmer klangen Schritte, hart, schwer — so war also der Joseph Berger heimgekommen. Zögernd wurde die Klinke heruntergedrückt, die Tür ging auf. Als der Mann die Besucherin im Zimmer seiner Frau erblickte, blieb er einen Augenblick wie angewurzelt stehen. Es war doch ein starkes Stück von der, hier einzudringen. Sie wollte wohl spekulieren, — wie weit — es sei — oder sie versuchte, der Kranken dort im Bett irgend eine bittere Pille beizubringen.

Er warf den Kopf in den Nacken, als sei er bereit, allen Widerwärtigkeiten Trotz zu bieten und ging schwer, indem er gegen die Witve nur ein wenig die Klappe lüftete, auf das Bett zu.

Er sah das Gerichtsschreiben auf der Decke liegen, griff mechanisch danach und las — werdete das Blatt wieder und wieder um und las von neuem, als vermöge er nicht, den Sinn zu erfassen — und hatte doch längst — auf den ersten Blick — die Bedeutung verstanden.

Scheu irte sein Blick über das Gesicht seiner Frau, und wie er da alles Weh und Leid einer zerbrechenden Seele und eines zerbröckelnden Leibes aufgestapelt sah, sank er auf den Stuhl, tastete nach der Hand seines Weibes und stöhnte: „Anna — daß du das noch erleben mußt!“

Die Kranke richtete sich mühsam auf, strich leise, wie beschwichtigend, mit der freien Hand über das Haar des Mannes, und wie man ein klagendes Kind zu beruhigen sucht, so kullte sie vor sich hin: „Nun, nun — wer wird denn gleich verzagen — nur stad — stad sein — es kommen auch wieder bessere Zeiten.“

Alle Mütterlichkeit, die im Wesen dieser Frau jahrelang verhalten gelegen, alle Weichheit und Güte brach in dieser Stunde hervor und überströmte den Mann. Tiefer wühlte er den Kopf in die Oberdecke, und wie ein leise rinnender Bach flossen die Worte von den Lippen der tröstenden Frau: „Gut ist schnell zerronnen — aber auch schnell wiedergewonnen. Du bist gesund — kannst schaffen, alles wieder einholen — Gesundheit — das ist die Hauptsache!“

Bei diesen Worten kam ihr das tiefste Elend ihres Lebens zum Bewußtsein, die Armseligkeit des eigenen, müden Leibes. Sie war die Wurzel alles anderen Leidens gewesen. O, sie wußte ganz gut um den Zusammenhang! In dieser Stunde schaute sie in eine von grellem Licht erhellte Tiefe — es war der Abgrund von ihres Mannes und ihrem eigenen Schicksal. Da schwand das Stechende, Nagende, die weite Bitterkeit aus ihrem Schmerz, es blieb nur das Gefühl eines großen, läuternden Leides, und der leise rinnende Bach, der vorhin in Worten seinen Ausgang gesucht hatte, drängte nun in die Augen und floss langsam, in großen Tropfen über die abgezeigten Wangen.

Frau Breit, den Arm in die Hüfte gestemmt, hatte zuerst herausfordernd dagestanden und das Benehmen des „Lumpen“ mit gespannten Blicken beobachtet. Nun trat Erstaunen in ihre Augen, sie riß sie weit auf — so in Einigkeit, so voller Eintracht nahmen die Zwei ihre Würde auf? Diese Eheleute, deren Wege schon weit auseinander gegangen zu sein schienen, so weit, daß man glauben mußte, sie würden nie wieder — auch im Jenseits nicht — zusammenmünden? Der Weg der Frau verlief sich schon ins Tor hinein, das hinüberleitete, der des Mannes lief noch im hellen Mittagslicht, und sie, die Lebensvolle, die ihm hatte Gefährtin sein wollen für den Rest der Strecke, stand abseits — unbeachtet und unbegeehrt.

Da — sie wollte den beiden schon beweisen, daß sie auch mitzählte, und gellend, mit einer unverhältnismäßig dünnen hohen Stimme, lachte die behäbige Frau in die Stille hinein.

Die in die Tiefe ihres Schmerzes versunkenen Eheleute schreckten zusammen. Scheu zog die Kranke die Hand aus der des Mannes und der richtete sich auf. Als er die funkelnden Augen der Besucherin in das auf sich gerichtete sah, trat er entschlossen auf sie zu und sagte schroff: „In dieser Stunde hast du hier nichts zu suchen!“ Er dachte im Augenblick gar nicht mehr daran, die Waise von seinem Weib festzuhalten und gab der anderen, die ihm heimlich nah gestanden, wie selbstverständlich das „du“.

Etwas Brutales war im Gesicht, in der Stimme des Mannes. Wie das der Frau entgegenschlug, sah sie ihn an — lauernd, bis zu welchem Grad sie seinen Zorn reizen dürfe. Seine ganze, etwas schwer und zur Fülle neigende Gestalt umfaßte ihr präsender Blick. Wie er so da in der blühenden Kraft seiner Mannlichkeit vor ihr stand, drängte sich durch alle Enttäuschung, allen Zorn hindurch das alte Gefühl, das — außer jeglicher Berechnung — sie ihm damals in die Arme getrieben hatte. Ihr Blut wallte auf. Festhalten wollte sie, retten, was zu retten war.

Die Bornesfalten in dem sonst glatten feisten Gesicht verschwanden, sie senkte den Blick, und als sie ihn wieder hob, suchte sie demutsvolle Bitte hineinzu legen. „Joseph, hab' ich das verdient?“

Der Mann streckte den Arm vor, als wolle er sie sich nicht zu nahe kommen lassen. Sie aber drängte die lebensvolle kräftige Gestalt an ihn, legte die fleischige Hand auf seine Schulter und raunte: „Ich mein' — ich hab' länger an dieser Stund' zu tragen als wie die da —“

Einen Augenblick stand er wie gelähmt — die Wärme ihres Körpers übte ihre Macht über ihn aus. Aber nur für die Dauer eines Blickstrahls — bei ihren Worten zuckte er zusammen und wich von ihr zurück.

Woran erinnerte sie ihn? Dort lag das arme, vergehende Leben, wie ein herabgeschraubtes Flämmchen, dem die Zufuhr frischen Sauerstoffes fehlt, fladerte es auf und ab — morgen, heute schon, konnte es erlöschen, und — das fühlte er deutlich in diesen Minuten — das Beste, das er besaßen, würde aus seinem Leben schwinden, wenn dieses Licht in Nacht versank.

Daß er das nicht früher erkannt hatte! Daß er die Sinne so sehr über sein besseres Selbst hatte Herr werden lassen! Das war es, woran sein Weib zerbrach. Ihr Körper hätte dem verheerenden Einfluß der Krankheit Widerstand zu leisten versucht, wäre die Seele stark und heiter geblieben — aber seine Untreue hatte sie gemartert und zermürbt.

Zorn gegen sich selbst wuchs jäh in ihm auf, wie aber nun die Witve nochmals anhub, sie wolle ihm helfend zur Seite stehen, jetzt und auch später, da sprang gleich einer Pantherkugel der Unmut, der sich gegen ihn selbst gerichtet hatte, gegen das Weib auf, das die Entfaltung seiner niederen Triebe unterstützt hatte.

Er trat ganz nah auf sie zu, schüttelte die beiden Häuse drohend vor dem runden Antlitz und schrie: „Wir Zwei sind fertig miteinander — fertig für alle Zeit —!“

Die Witwe wurde um einen Schein bleicher und starrte ihn fassungslos an. War das Verhältnis von Mann zu Weib, wie es zwischen ihnen geherrscht, so vergänglichler Art, daß man es einfach auswichen konnte? Und gab es zwischen Eheleuten, deren Wege schon auseinander verloren hatten, immer noch heimliche Beziehungen, die wie unsichtbare Fäden vom einen zum andern liefen?

Betreten murmelte sie: „Nun — ich dacht' — in guten Zeiten bin ich dir etwas gewesen —“

Bestätigend nickte er mit dem Kopf und fiel rauh ein: „Wohl — in guten Zeiten, aber jetzt — heute nicht! Nur Eine gehört zu mir: Mein Weib!“

Die kranke Frau hatte mit schreckhaft großen Augen und fliegendem Atem die ganze Szene verfolgt. Eine weiche Regung quoll in ihrer Seele auf, Mitleid mit der Rivalin, deren sonst so ledes und aufdringliches Wesen sich plötzlich zu bücken schien. Sie erinnerte sich, wie ihr diese Frau vorhin in einer gutherzigen Wallung hilfsreich beigestanden hatte, und beschwörend streckte sie den Arm gegen ihren Mann und murmelte: „Joseph laß, gut sein — gib Frieden! Geht nicht im Haß voneinander.“

Das brachte Frau Breit wieder zu sich. Pah — die da — die Schwache, die in ihren, der Rivalin Augen schon fast rechtlos geworden war, die wollte nun der Kraft- und Lebensvollen beispringen — wollte den Friedensengel spielen! Vielleicht auch war ihre Gutherzigkeit gar nicht erheuchelt. Das Bewußtsein, heute als Siegerin zu triumphieren, erregte großmütige Wallungen in der armen Person. Ja — eine arme Person, das war die Anna Berger, und sie, Frau Breit, empfand so christlich, das war die Anna Berger, und sie, Frau Breit, empfand so christlich, ihr das bißchen Genuß — so nah vorm Ende — zu gönnen!

Sie begriff nun selbst nicht, daß sie vorhin versucht gewesen war, den Mann festzuhalten. Mit dem Herzen, — das gestand sie heute zu, hatte er ihr nie gehört. Pah — was verlor sie denn auch an so einem, der wechselseitig ein Weib ums andre verriet!

Und dann — die Hauptsache: Ein armer Schlunder war er geworden, ein Habenicht, dem man bald den Schemel unter den Füßen wegziehen würde. Sie atmete tief auf — ein Glück war's, daß sie sich rechtzeitig aus dem Zusammenbruch retten konnte, in den sie unsehlbar mit verstrickt worden wäre.

Entschlossen ging sie auf die Türe zu, und indem sie die eine Hand auf die Klinke legte und mit der anderen den Zipfel ihrer schwarzen Schürze faßte, machte sie einen ironisch — tiefen Knix gegen den Mann und sagte spöttisch: „Herr Berger, es ist mir eine Ehre gewesen, Ihre Bekanntschaft zu machen, — aber ich verzichte gern und für alle Zeiten auf Ihre weitere Freundschaft! Und Ihnen, Frau Berger“, — sie nickte der Kranken wohlwollend zu, „Ihnen wünsch' ich, daß sie Ihnen wenigstens das Bett lassen, wenn sie zum Pfänden kommen!“

Die Tür war mit einem lauten Knall hinter ihr zugefallen, und lange blieb es still. Der Mann war regungslos mitten im Zimmer stehen geblieben, in finsternes Sinnen verloren. Nun strich er ein paar mal über die Stirn, tappte mit schweren Schritten auf das Bett zu und nahm nochmals den Brief auf. Lange studierte er daran herum, dann ging sein Blick scharf forschend zu der Kranken. Die war in die Kissen zurückgesunken und lag mit geschlossenen Augen da. Ihre durchsichtig gewordene, einst seine Nase trat spitz aus den mageren Jügen hervor, über die eine wächserne Bleichheit ausgegossen lag. Das Herz des Mannes zog sich zusammen, ganz nahe beugte er sich zu dem stummen Mund und rief ihren Namen: „Anna!“

Sie schlug langsam die großen, grauen Augen auf, und wieder war ihr Blick fremd und starr, schien aus weiter Ferne zu kommen. Nun richtete er sich ängstlich, forschend auf den Mann, als ob sie ihn nicht zu erkennen vermöge.

Da schwang ein vereinzelter Ton durch die Lüfte, scheues Suchen, ob sie ihn tragen! dann ein paar Sekunden feierliche Stille — und jetzt setzten die Glocken voll ein. Nur ein Atemholen war eine kleine Pause gewesen, nun brachen mit Macht die tiefen Töne aus dem Turm und strömten in das von der Abendsonne durchflutete Zimmer. Die Kranke richtete sich auf, eine seltsame Kraft schien sie zu beleben, und ihre Hände falteten sich zu inbrünstigem Gebet über die Decke.

Joseph Berger war ans Fenster getreten — sein Blick irrte hinaus, aber er erfaßte nichts von der Außenwelt. Der Joseph Berger betete auch nicht — all seine Gefühle: Gewißheit des bevorstehenden Kampfes um die Existenz, Reue über die Verirrung seiner Sinne, wehe Trauer um den nahen Verlust der Frau, gingen unter in dem schönen, reinen Läuten. Seine Seele, die bisher rücksichtslos und herb zutappend durch Staub und Schmutz des Alltags geschritten war, steifte in dieser Stunde das schwere, genagelte Schuhwerk ab, tat das grobe Gewand von sich und tauchte unter in dem reinigenden Bad der flutenden Glockentöne.

Am nächsten Morgen, da das Licht des neuen Tages schon durch die Ladenrinnen blinzelte, schlossen sich Annas Augen für

immer. Ihr Mann war die ganze Nacht bei ihr geblieben, hatte in der Todesstunde den Arm um sie geschlungen und ihr Haupt gegen seine Schulter gestützt. Als sie noch einmal zu sich kam, streichelte er die abgekehrte Hand und sagte leise, eindringlich: „Mein Herz hat immer dir gehört — glaubst du das, Anna?“

Ein heller Schimmer ging über ihr Antlitz, sie nickte vor sich hin. Ja — sie glaubte es, mit dem bewußtlichen Frieden lag Besißes schloß sie ein. Ein Glanz von köstlichem Frieden lag über den Jügen der Toten — der Bankrott war das goldene Tor gewesen, durch das sie in den Himmel einging.

Der erste Mai und die Hexen.

Wenn vor fünfzig und mehr Jahren der erste Tag des wonnigen Maienmondes herausgezogen kam, war man in den meisten Dörfern des nassauischen Landes auf den Beinen, um den bösen Hexen den Eingang in die Wohnhäuser zu verwehren und sich und andere gegen ihre geheimnisvollen Untaten zu schützen. Mit Kohle oder Kreide machte man an Haus- und Stalltüren oder auf die Türschwelle drei dicke Kreuze, vor denen jede Hexe wich. In den Kirchen läutete man die Glocken, um die schrecklichen Hexen zu vertreiben, das Vieh in den Ställen besprengte man mit Weihwasser zum Schutz vor den Unholden, und ängstliche Gemüter schidten stille Gebete zu Gott um Bewahrung vor den Zaubrischen. Mancher steckte auch zum persönlichen Schutz Brot und Salz in die Tasche, was gegen jeden Angriff einer Hexe Sicherheit gewährte.

Unser Volk dachte sich unter Hexen alte und junge Weiber, die, mit dem Teufel im Punde, ihre verderblichen Einflüsse gegen Menschen und Tiere geltend machten. Sie entzogen den Kühen die Milch oder färbten sie blutrot. Fraß irgend ein Tier im Stalle nicht in gewohnter Weise, so war es behext. Seuchen unter dem Vieh waren auf den bösen Einfluß der Hexen zurückzuführen. Hatte ein Kind das Abnehmen, so war niemand als irgend eine böse Hexe in der Nachbarschaft schuld. Stürzte irgend einer die Treppe herunter und brach das Genick, so war er das Opfer einer vermalebten Hexe geworden.

In den ältesten Zeiten kommt das Wort Hexe gar nicht vor. Im Sachsenpiegel redet man nur von Rauber und Zaubrischen, im 16. und 17. Jahrhundert erscheint die Bezeichnung von Unholdinnen und Unholden und erst gegen Ende des 17. und im 18. Jahrhundert findet sich das Wort Hexe allgemein im Gebrauch. Die Hexe war äußerlich kenntlich. Eine meist hagere Frauengestalt mit über dem Nasenbein zusammengewachsenen Augenbrauen, triefenden Augen und hervorstehenden Zähnen des Oberkiefers. Wer ein vierblättriges Kleeblatt im Besitz hatte, war imstande, jede Hexe sofort zu erkennen. Einer Hexe durfte man nicht antworten auf ihren Gruß, auch nicht auf etwaige Fragen.

Der 1. Mai war der Hexensabbat. In den Küchen waren dann die Hexen an der Arbeit und bereiteten aus Kräutern Salben, mit denen sie sich die Glieder einrieben. Ein geheimnisvoller Spruch folgte, und dann ging's auf einem stumpfen Besen, einer Ofengabel oder einem Hörnerbod eins, zwei, drei zum Schornstein hinaus, hoch durch die Luft auf den allgemeinen Hexensammelpfad, den Blodsberg, wo der Teufel als aller Hexen Obermeister große Heerschau hielt. Der Dichter Pfeffel gedenkt dieses Ereignisses, wenn er schreibt:

„Herr Faust bekam einst Lust,
Den Blodsberg zu befahren,
Er ritt auf seinem Mantel hin
Und sah die Hexen wie Husaren
Auf Böden zur Parade zieh'n.
Der Aufzug kam dem schlauen Geisteskenner
Verdächtig vor. Mit einem Talisman
Rührt er der Elfenchar gehörnte Klepper,
Und siehe da, es waren ihre Männer.“

Im Volke war jedoch die Meinung verbreitet, daß die Hexen nicht nur am 1. Mai sich ein Stellbühnchen gaben, sondern daß sie jede Samstagnacht zum Hexentanz kämen. Der Tanz wurde hauptsächlich auf Kreuzwegen abgehalten. Auf altem Blechgeschirr musizierte man und neckte beim Tanze die vorüberziehenden Wanderer. Es war daher nach der Volksmeinung an den Kreuzwegen nicht „just“. Wer am Walpurgistag alte Kleider „absch“ anzog und sich rückwärts dem Kreuzweg näherte, kam unter die Hexen, deren Leben und Treiben er beobachten konnte. Um die Hexen zu vertreiben, hielt man auf den Kreuzwegen häufig Beitschentkallen ab.

Zum Schluß sei noch bemerkt, daß der Glaube an Hexen und ihre Untaten heute noch in unserem Landvolke lebendig ist.

J. B.